Editorial

Eddie Hartmann · Jürgen Mackert

Das „Berliner Journal für Soziologie“ beginnt seinen 23. Jahrgang mit einem Heft zum Schwerpunktthema „Ordnung und Gewalt“. Damit geben zwei Begriffe und Konzepte die Perspektive vor, die auf die Konstitutionsproblematik von Gesellschaften verweisen. Das wechselseitige Verhältnis von sozialer Ordnung und Gewalt steht im Mittelpunkt der Beiträge. Einerseits untersuchen sie dieses Wechselverhältnis anhand unterschiedlicher Gewalt- und Ordnungsformen und ihres Zusammenspiels, andererseits thematisieren sie Gewalt sowohl als individuelles, aber gesellschaftlich gerahmtes als auch als kollektives und damit organisiertes soziales Phänomen.

Gewöhnlich wird davon ausgegangen, dass Gewalt destruktiv ist und Menschen oder ganze soziale Ordnungen zerstören kann. Umgekehrt gilt jedoch auch, dass Gewalt eben nicht nur Ordnungen untergraben, sondern auch sichern oder gar hervorbringen kann. Aus einer dynamischen Perspektive, die die Prozesse der Produktion und Reproduktion sozialer Ordnung in den Blick nimmt, lassen sich analytisch vier Phasen unterscheiden, in denen Gewalt eine entscheidende Rolle spielen kann: bei der Bildung einer sozialen Ordnung, bei ihrer Aufrechterhaltung, bei ihrer Infragestellung und bei ihrer Auflösung. Ein Schwerpunkt der Beiträge dieses Heftes liegt sicherlich auf der klassischen Perspektive der zerstörerischen Dimensionen von Gewalt. Aber eben nicht nur: An vielen Stellen spielt zugleich der nicht-destruktive, ordnungsbildende bzw. ordnungsumbildende Aspekt von Gewalt eine wichtige Rolle.

Eine Diskussion des Verhältnisses von Ordnung und Gewalt hat ihr Augenmerk zunächst darauf zu richten, dass jegliche Form sozialer Ordnung – von mikrosozialen Interaktionsordnungen bis hin zu gesellschaftlichen, internationalen oder geopolitischen Arrangements von Ordnung – fragil und spannungsgeladen ist und daher mit dem Problem gewaltförmiger Konflikte konfrontiert werden kann. Insbesondere die allen Gesellschaften zugrunde liegende soziale Ordnung ist immer auch eine umkämpfte Ordnung und kann durch gewaltförmige soziale Auseinandersetzungen infrage gestellt werden,

auch wenn natürlich die empirische Wahrscheinlichkeit solcher Auseinandersetzungen und die konkreten Formen der Gewaltphänomene je nach Verfasstheit dieser Gesellschaften variieren.

Ungeachtet jüngster zeitdiagnostischer Behauptungen, in historischer Perspektive nehme die Gewalt in sozialen Beziehungen kontinuierlich ab, bleibt dieses prinzipielle Problem auch in der heutigen, modernen Gesellschaft virulent – und das sowohl im Hinblick auf Gewaltakte, die Einzeltäter verüben, als auch im Hinblick auf kollektive Gewaltakte durch organisierte Akteure. Für die moderne demokratische Gesellschaft ergibt sich hieraus ein spezifisches Einhegungs- und Legitimitätsproblem im Umgang mit Gewalt, denn ihr Selbstverständnis wie auch ihre Selbstbeschreibung als zivilisierte und pazifizierte Gesellschaft gründen letztlich auf einer behaupteten individuellen wie kollektiven Gewaltaversion.

Dieses trügerische Selbstbild ist in den vergangenen Jahren allerdings zutiefst erschüttert worden. Extreme individuelle Gewaltphänomene wie Amokläufe, School Shootings oder „Lone Wolf Terrorism“ stellen nicht nur die geltende Ordnung infrage, sondern erwachsen selbst aus bestimmten Ordnungs- und Beziehungsformen: an den Schulen, in den Peergroups, über die Jugendlichen Anerkennung verliehen oder versagt wird, in Institutionen, die zu Zielen von Gewaltakten werden. Auf der Ebene kollektiver Gewalt deuten sowohl in der historischen Rückschau wie auch aktuell Aufstände, Revolten oder Revolutionen auf tiefgreifende soziale Ordnungskonflikte hin: so etwa die nicht immer und überall friedlichen Umbrüche in Osteuropa 1989/90, die sozialen Unruhen in den französischen Banlieues und in London 2011 oder auch die gewaltsamen Umstürze in den arabischen Ländern. Geht man, was den Organisationsgrad kollektiver Gewalt angeht, noch einen Schritt weiter, so gelangt man unweigerlich zum Militär als einem hochgradig organisierten Gewaltakteur, ja dem Gewaltspezialisten schlechthin. Auch hier stellt sich die Frage nach der Beziehung zwischen der politischen Vorratshaltung und ggf. Ausübung von massiver Gewalt einerseits und den jeweils zu verteidigenden, zu zerstörenden oder zu bewahrenden sozialen Ordnungen andererseits. Sämtliche dieser knapp skizzierten gewaltsamen Konfliktformen und Auseinandersetzungen sollten daher vor allem als Hinweise auf ein grundlegendes Problem menschlicher Vergesellschaftung begriffen werden.

Diese Einschätzung markiert die Kernperspektive der Beiträge des Schwerpunktes, in denen der Versuch unternommen wird, das Verhältnis von Gewalt und sozialer Ordnung für die Analyse der Dynamiken der Entstehung und des Verlaufs gewaltförmiger Auseinandersetzungen soziologisch fruchtbar zu machen. Die Annahme eines keineswegs zufälligen Zusammenhanges zwischen einer Vielfalt von Gewalterscheinungen und den mit ihnen jeweils korrespondierenden sozialen Ordnungen führt zu einer grundlegenden Frage: Wie lässt sich das konstitutive Verhältnis von Gewalt und Ordnung systematisch begreifen, sodass dieser behauptete Zusammenhang theoretisch nachvollziehbar wird und zugleich eine analytische Perspektive für empirische Untersuchungen eröffnet?

Eddie Hartmann skizziert in seinem Review-Essay am Ende des Schwerpunktheftes einen analytischen Rahmen, in den sich die weiteren Beiträge des Heftes einfügen lassen, weshalb es sich anbietet, den Überblick über die Aufsätze – gleichsam gegen die Lese- richtung – mit ihm einzuläuten. Der Essay bespricht drei neuere Publikationen, welche sowohl die Entstehung als auch die Eindämmung von Gewalt unter dem hier gewählten

analytischen Gesichtspunkt des konstitutiven Wechselverhältnisses von sozialer Ordnung und Gewalt zum Inhalt haben. Dabei steht die Frage im Mittelpunkt, inwiefern die Genese von sozialer Ordnung anhaltende historische Prozesse voraussetzt, die weder linear verlaufen noch unumkehrbar sind, da in ihnen ununterbrochen um die Verteilung von Machtchancen gerungen wird. Eine solche Analysestrategie setzt zunächst bei der sozialen Funktion von Gewalt an und begreift diese als ein anthropologisch konstantes Strukturmerkmal der Entstehung, Infragestellung, Auflösung und Aufrechterhaltung sozialer Ordnungen. Darüber hinaus steht gewaltförmiges Handeln in vielfältigen spezifischen Zusammenhängen mit komplexen sozialen, kulturellen und ökonomischen Strukturen, mit sogenannten strukturellen Settings. Jenen Gewaltnarrativen, die dazu neigen, der Geschichte der Gewalt einen vergleichsweise linearen Zuschnitt zu geben, wird damit ein Erklärungsansatz gegenübergestellt, der Diskontinuitäten herausstreicht und den kontingenten Zusammenhang von sozialen Ordnungen und gewaltsamen Konflikten als einen offenen Prozess begreift. Die von Hartmann besprochenen Bände von Randall Collins, Douglass C. North et al. und Jan Philipp Reemtsma behandeln diesen Zusammenhang auf jeweils einer der drei zentralen sozialwissenschaftlichen Analyseebenen von Mikro, Meso und Makro und entwickeln je unterschiedliche Perspektiven auf jene Mechanismen und Prozesse, welche die eingangs erwähnte zeitdiagnostische These vom Rückgang der Gewalt in den sozialen Beziehungen in einem etwas differenzierteren Licht erscheinen lassen.

Diese Perspektiven finden sich auch in den Artikeln zum Schwerpunkt wieder. Randall Collins bietet eine fallzentrierte mikrosoziologische Analyse von Massentötungen bei Amokläufen. Seiner Ansicht nach ist es wenig überzeugend, die Verbreitung von Waffen in der US-amerikanischen Bevölkerung oder einen mit Waffenbesitz eng verknüpften Lebensstil zur Erklärung von School Shootings heranzuziehen. Derartige, dem politischen Diskurs entlehnte und ideologiehaltige Erklärungsversuche laufen bei diesem Gewaltphänomen ins Leere. Er selbst stellt in seiner Untersuchung jene sozialen und emotionalen Prozesse in den Mittelpunkt, die ausgeschlossene, introvertierte und von ihrer Peergroup nicht anerkannte jugendliche Außenseiter durchleben: vom Rückzug über die Selbstisolation bis hin zur Entwicklung und Ausstattung von – wie Collins sie im Anschluss an Erving Goffman nennt – tief im Verborgenen liegenden Hinterbühnen. Auf diesen Hinterbühnen vollziehen sich über längere Zeiträume die entscheidenden Weichenstellungen: von der Entwicklung auch medial beeinflusster Rache- und Allmachtsfantasien über die Sammlung von Waffen bis hin zu jenem kritischen auslösenden Moment, an dem das Verhängnis des School Shootings seinen Lauf nimmt.

In einem breit angelegten Forschungsüberblick diskutiert Vincenz Leuschner aus einer auch psychologische Erkenntnisse einbeziehenden Perspektive ähnlich wie Collins das Phänomen der – wie er es nennt – „exzessiven individuellen Gewalt“, wenngleich mit einer anderen Akzentsetzung. Ihm geht es um die soziologische Erklärung scheinbar irrationaler, in Wirklichkeit aber von Einzeltätern geplanten und gezielt begangenen Gewaltaktionen als soziale und sozial voraussetzungsvolle Phänomene – insbesondere von School Shootings, aber auch des als Vergleichsfolie herangezogenen sogenannten Lone-Wolf-Terrorismus. Er spannt dabei den Bogen von den Amokläufen in Schulen bis hin zu Anders B. Breiviks Massaker im Jugendlager auf Utøya. Leuschner argumentiert, dass die Gewaltforschung und Gewaltdebatte in immer dieselben Fallen zu tappen droht,

die da lauten: Personalisierung, Pathologisierung, Verrätselung, und öffnet den Blick für Erklärungsansätze, die auf die sozialen und kommunikativen Beziehungen der Täter abheben und dabei die auffällige Zunahme dieser Gewalttaten seit Mitte der 1990er Jahre mit Aspekten des makrosozialen Wandels verknüpfen.

Aus der Perspektive einer kritischen „Urban Sociology“ untersucht Gareth Millington am Beispiel der Aufstände in London im August 2011 das Gewaltphänomen von Aufruhr und Widerstand in seinem konstitutiven Bezug zu einer stadträumlichen Form von sozialer Ordnung. Der britische Autor analysiert die Bedeutung und die Folgen, die die grundlegende Transformation Londons hin zu einer neoliberalen „Global City“ für das Handeln der Bewohner dieser Stadt hat, um vor diesem Hintergrund die Aufstände in London zu erklären. Millington lässt sich dabei von der Idee leiten, dass die Aufstände des Jahres 2011 zwar tatsächlich als Unruhen zu begreifen sind; aber ganz ähnlich wie Loïc Wacquant, der in seiner Analyse neue Formen des Ghettos als „Anti-Ghettos“ bezeichnet, spricht Millington von diesen Unruhen als „Anti-Riots“, d. h. einer neuen Form von Aufständen, die der Autor von jenen des Jahres 1981 abgrenzt, in denen Brixton fünf Nächte lang brannte. Der Beitrag macht deutlich, wie die Durchsetzung neoliberaler Strategien der Regierung und der Ökonomisierung sozialer Ordnung die Stadt in Quartiere zerlegt, ihre Fragmentierung und Hierarchisierung verstärkt und so für einen großen Teil gerade der jüngeren Bevölkerung nur Perspektivlosigkeit und Wut erzeugen kann. Millingtons Kritik gilt den dominanten britischen Diskursen der Postpolitik, in denen die Aufstände der Jugendlichen schlicht als Zeichen des Sieges der neoliberalen Ideologie und eines umfassenden Konsumismus erscheinen. Er selbst plädiert für eine grundlegende Umkehr der Entwicklung Londons, die das „Recht auf Stadt“ auch jenen zusichert, die auf dem aus dem Ruder gelaufenen Markt nicht mithalten können.

Paul Klein und Gerhard Kümmel gehen in ihrem Aufsatz „Militär und Gewalt“ jener gesellschaftlichen Organisation nach, die zweifellos das ambivalenteste Verhältnis zur Gewalt aufweist: sowohl hinsichtlich der politisch angeordneten Gewaltausübung nach außen – zu welchen Zwecken auch immer – als auch hinsichtlich der immer wieder ans Licht der Öffentlichkeit kommenden Gewalterscheinungen im Inneren militärischer Verbände. Gerade in heutigen Zeiten, in denen es auch um friedenserhaltende Einsätze von Soldaten geht, in denen im Namen der Menschenrechte Krieg geführt und bestimmte Invasionen von der Völkergemeinschaft gerechtfertigt werden, ist ein genauerer Blick auf das Militär und seine gesellschaftlichen Funktionen erforderlich. Aber die Frage der legalen und legitimen Entgrenzung oder Einhegung von Gewalt betrifft von jeher auch die innere Verfassung militärischer Organisationen und jeden Militärangehörigen ganz existenziell. Von den Vorfällen auf der Gorch Fock, dem Ausbildungsschiff der deutschen Marine, bei denen 2011 eine Soldatin ums Leben kam, über die entwürdigende Behandlung junger Soldaten durch einen Oberfeldwebel der Bundeswehr im Jahre 2007 bis hin zur Folter irakischer Gefangener durch amerikanische Soldaten in Abu Ghraib 2003 – immer wieder treten Gewaltformen ins Zentrum des Interesses, die jenseits der klassischen Aufgaben des Militärs liegen und nichtsdestoweniger unmittelbar mit dieser Institution verbunden sind. Der Beitrag von Klein und Kümmel bietet eine konzeptionelle Skizze, in der die Gewaltausprägung und die Wirkungsrichtung von Gewalthandlungen Militärangehöriger unterschieden werden. Auf einer Vierfeldermatrix lassen sich einerseits Gewaltphänomene unterscheiden, die als konstruktiv-legitim oder destruktiv-illegitim gelten, anderer-

seits solche, die von der Organisation nach außen verübt werden (extra-organisational) oder aber nach innen gerichtet sind (intra-organisational). Die Zuordnung und Deutung von Gewalthandlungen innerhalb dieser Matrix ist nicht einfach nur eine fachsoziologische „Spitzfindigkeit“, sondern selbst politisch hochsensibel, Gegenstand heftiger gesellschaftlicher Auseinandersetzungen und ein Spiegel für den Stellenwert von Gewalt und Militär in sozialen Ordnungen, für die Gewaltsensibilität einer Gesellschaft.

Jürgen Mackerts abschließender Beitrag zielt darauf ab, die von Hartmann eröffneten analytischen Perspektiven auf das Verhältnis von Gewalt und sozialen Ordnungen aufzunehmen und zentrale Thesen des Schwerpunktheftes in einer theoretischen Synthese zusammenzuführen. Grundlegend geht es um offene theoretische und methodologische Fragen einer allgemeinen Soziologie der Gewalt. Implizit oder explizit argumentieren alle Beiträge des Heftes dafür, dass sich jegliche Auseinandersetzung mit Phänomenen gewaltförmiger Konflikte notwendig auf die sozialen Beziehungen und Kontexte zu konzentrieren hat, in denen sie generiert werden. Damit stehen sie für eine im Kern relationale Perspektive, die individuelle Handlungsentscheidungen der Akteure gleichwohl nicht außer Acht lässt. Letztlich ist Gewalt, wann und wo immer sie auftritt, ein soziales Phänomen, dessen Erklärung nur durch die Rekonstruktion jener Prozesse und sozialen Mechanismen möglich wird, die die Handlungsdispositionen und -bedingungen sozialer Akteure so strukturieren, dass Gewalt aus Sicht dieser Akteure eine Option darstellt oder zum letzten Mittel wird.